Victor Hugo im Eheprozeß.

Ein Scheidungsprozeß, der vor dem Pariser Gerichtshofe neulich verhandelt wurde, geht in seinem Ursprunge auf eine geraume Zeit zurück, aber trotzdem nicht so weit, daß Victor Hugo damals noch gelebt hätte. Aber der große nationale Dichter spielt darin doch die Hauptrolle. Und das kam so:

Vor mehreren Jahren wurde einem kaum erwachsenen Fräulein aus bester Familie ein reizender kleiner Schreibtisch aus Rosenholz geschenkt. Es hatte dieser Schreibtisch eine Unzahl von Fächern und sogar Geheimfächern; und das kleine Fräulein gewann ihn lieb, als ob es ein lebendes Wesen wäre und ihre zarten Geheimnisse, die sie in ihm verbarg, mit wirklichem Verständniß aufnehmen würde. Das kleine Fräulein wurde groß und verließ schließlich das väterliche Haus, um einen Gatten zu nehmen.

Eines Tages erfuhr der Schreibtisch eine ganz andere Behandlung, als er sonst gewohnt war. Statt der liebevollen Frauenhände, die sonst behutsam seine Fächer öffneten, wühlten darin brutale Männerhände, öffneten Thüren, die sie dann nicht schließen konnten, verbogen Schlösser, weil sie versuchten, sie ohne Kenntniß des Geheimnisses aufzureißen. Der Herr Gemahl hatte seine Frau in Verdacht und suchte eine Bekräftigung des Verdachtes im Schreibtische zu finden.

Er fand nichts Bedenkliches, außer einem vergilbten Blättchen. Das las er mit immer wachsendem Erstaunen und Mißvergnügen. Und dieses Blättchen war der Anlaß zu einer Scheidungsklage, die die Frau bis zur Verhandlung unbeantwortet ließ. Den Akten war als wichtiges „Corpus delicti" dieses Blättchen beigelegt. Es enthielt in etwas veralteten, langen und viel zu schönen Phrasen allerdings Ideen und Gedankengänge, die bei einer jungen Frau Bedenken erregen müßten. Der Anfang lautete: „An der Schwelle der ersten Hochzeitsnacht steht ein Engel aufrecht, den Finger auf dem Munde." Und weiter folgen Betrachtungen und Reflexionen über junge Liebe und ihre Erfüllung. Der Advokat des klägerischen Gatten verlas alle diese Phrasen und schloß daraus, daß in der Seele der jungen Frau ein allzu tiefes Wasser schlummere und daß solche Gedanken, zu Papier gebracht, manches verrathen, was sich ein solider Bürger nicht gefallen lassen wolle.

Jetzt erhob sich der Advokat der Frau und brachte sein großes Argument vor das Tribunal: „Gestatten Sie uns, Ihnen mitzutheilen, daß die beanstandeten Phrasen zu unserem großen Bedauern von — Victor Hugo stammen und daß sie wörtlich dessen Roman „Die Elenden" („Les Misérables") entnommen sind. Unsere Klientin hat sie beim Studium ihres Lieblingsautors gelesen und wieder gelesen und dann abgeschrieben. Will Jemand in Frankreich sagen, daß Victor Hugo unsittlich ist?" Der Advokat erklärte weiter, daß seine Klientin sich keiner anderen Schuld bewußt sei, als daß sie zu sehr die Klassiker, besonders Victor Hugo, liebe und daß sie ihre Lieblingsstellen zu Hunderten, auch andere und harmlosere, abgeschrieben habe, um sie so ihrem Gedächtniß einzuverleiben. Nun erhebe aber sie die Scheidungsklage gegen ihren Gemahl wegen des öffentlich vorgebrachten Beweises seines Mißtrauens. Das Tribunal überzeugte sich noch von der Richtigkeit der Angabe, daß das Zitat wirklich aus den „Elenden" stamme und vertagte dann die Verhandlung wegen der neuen Scheidungsklage.

Gegen Taubheit.

Ueber eine neue Verwendung des Mesothoriums berichtet Dr. Hugel (Bad Münster a. Stein) in der „Berliner medizinischen Klinik". Er behandelte Schwerhörigkeit und Ohrensausen mit Mesothor- und Radiumbestrahlung und erzielte theilweise auffallende Besserung. Es wurde festgestellt, daß die in einzelnen Fällen bestehende chronische Ohreiterung aufhörte, die Benommenheit des Kopfes verschwand, die von den Patienten am unangenehmsten empfundenen Ohrgeräusche wurden erträglicher, verschwanden vorübergehend, ja in einem Falle hörten sie zwei Monate lang ganz auf. Es zeigte sich eine Einwirkung der Mesothoriumstrahlen bei fast allen Arten der Schwerhörigkeit, sowohl solchen, die als Folgen von chronischen schleichenden Erkrankungen des Ohres auftreten, als auch bei Schwerhörigkeit im Anschluß an Eiterungen, Influenza usw. Die Erfolge waren scheinbar von Dauer, wenigstens stellte Dr. Hugel noch nach einem halben Jahre gleichbleibende Besserung fest und konnte bei erneuter Behandlung nach längerer Pause weitere Fortschritte erzielen.

Ein Vortheil der Behandlung liegt darin, daß nur geringe Mengen Mesothorium nöthig sind (1—5 Milligramm), so daß Aerzte und Krankenhäuser wohl in der Lage sind, die Behandlung auszuüben. Die Behandlung ist schmerzlos, meist genügen acht bis zwölf Bestrahlungen. Im Vergleich zur Krebsbestrahlung ist es interessant, hier eine Neubelebung des Gewebes und der Nerven festzustellen, während dort eine Zerstörung stattfindet.

Als G. E. Lindhal sich nebst Frau u. 12jähriger Tochter Geraldine von Cleveland, O., in dem Motorboot „Goldie" 500 Fuß vom Ufer im See befand, entzündete sich Gasolin an einer mitgeführten Laterne und das Boot geriet in Brand. Die Lebensretter Gau und Duffy von der städtischen Badeanstalt im Gordon Park bemerkten die Flammen und eilten in einem Ruderboote zu Hilfe. Sie nahmen die drei Passagiere ab und brachten sie ans Land. Lindahl hat Brandwunden am Arm. Die Launch „Mack" fuhr hinaus und holte die „Goldie" ein, welche, um die Flammen zu löschen, umgekippt wurde.

Hustet nicht öffentlich!

In den „Münchener Neuesten Nachr." finden wir folgende beherzigenswerthe Mahnung: Der verliebte Geizhals von Molière's Gnaden, Harpagon, der darüber bekümmert ist, daß ihn der Husten plagt, läßt sich damit trösten, daß ihm der Husten gar nicht übel anstehe und daß er sogar mit Grazie huste. Viele Leute scheinen es sich selbst einzureden, daß sie mit Grazie husten; denn sonst würden wir nicht so viele Hust-Concerte erleben, die uns als besondere Gratiszugabe in jedem Winter in Concert-, Theater- und Versammlungssälen gespendet werden.

Die Veranstalter dieser Hust-Concerte geben sich einer großen Selbsttäuschung hin; von Grazie ist in dem Moment, in dem er hustet, nur wenig zu entdecken. Das Schlimmste aber ist, daß das Husten, ebenso wie das Gähnen, das Lachen und Weinen, andere zur Nachahmung reizt. Legt in einem dicht mit Menschen gefüllten Raume jemand, der von einem bösen Katarrh geplagt wird, plötzlich mit dem Husten los, dann meldet sich sofort das ganze Heer der Gewohnheitshuster, der Gelegenheitshuster und der Nachahmungshuster, und nun kann sich der Redner oder der Vortragende gratuliren. In den meisten Fällen erhebt sich ein solches Hustconcert mit tückischer Bosheit gerade an den wirkungsvollsten Stellen einer Rede oder eines sonstigen Vortrages.

Dem, der sich anschickt, in vollster Oeffentlichkeit sein Gebet zu verrichten, pflegt man den Rath zu geben, dies lieber in seinem Kämmerlein zu thun. Genau denselben Rath verdienen die Menschen, die von einem starken Katarrh geplagt werden; sie gehören nicht in den mit Menschen gefüllten Saal, sondern in ihr Kämmerlein, in dem sie sich nach Herzenslust als Hustsolisten bethätigen können. Aber auch die Gewohnheitshuster und Nachahmungshuster, deren es eine sehr stattliche Anzahl unter uns giebt, sollten alles thun, um die häßliche Gewohnheit, der sie huldigen, abzulegen. Schon der feste Vorsatz, nicht husten zu wollen, genügt in den meisten Fällen, um dem Hustenreiz zu widerstehen. Durch die ernsthafte Bekämpfung der Gewohnheits- und Nachahmungshuster würden viele nicht nur ihren Mitmenschen, sondern auch sich selbst einen großen Dienst erweisen.

Esperanto der Gauner.

Der „Wiener Arbeiter-Zeitung" wird aus Budapest geschrieben:

Die Stuhlweißenburger Sozialdemokraten beabsichtigten — vermuthlich in Ermangelung eines Besseren —, eine Agitation zur Verbreitung der Esperantosprache zu beginnen; sie beschlossen, zu diesem Zwecke vor allem eine öffentliche Arbeiterversammlung einzuberufen, und reichten bei der Polizei die vorschriftsmäßige Anmeldung ein. Aber was ein rechter magyarischer Polizeichef ist, der weiß, daß man jedem Beginnen der Sozialisten gegenüber ganz besonders auf der Hut sein muß. So auch der Polizeistadthauptmann von Stuhlweißenburg, Herr Ludwig Soghy, der die Sache bald durchschaut hatte. Denn er kalkulirte: Socialisten sind Eigenthumsfeinde, obendrein mit internationalem, vaterlandslosem Einschlag. Er verbot also die Versammlung, und zwar mit der Begründung: Das Esperanto ist eine Gaunersprache, zu dem Zwecke erfunden, damit sich die Uebelthäter untereinander verständigen können, und ein solch gefährliche Sache zu propagiren kann nicht gestattet werden. Ja, den Stuhlweißenburger Polizeistadthauptmann kann man nicht hinters Licht führen. Und dieses wahre Geschichtchen zeigt, daß das Geschlecht der Mikosche noch nicht ausgestorben ist.

Lustbarkeitssteuer.

In der „Berl. Z. Am Mittag" lesen wir: Ein Gastwirth hatte eine Tochter und ein Klavier und die Tochter einen Bräutigam; was jeden Tag vorkommen kann. Die Brautleute waren beide musikalisch und spielten eines Tages im Restaurant vierhändig. Auch etwas Alltägliches. Nun kommt aber das Wunderbare. Nicht etwa ein Strafmandat wegen ruhestörenden Lärms! Nicht etwa eine Anklage wegen Sachbeschädigung — das das Klavier in Stücke gegangen, wird nicht berichtet. — Nicht etwa wegen Körperverletzung — auch daß die Ohren der Zuhörer verletzt wären, behauptet niemand. Nein, es kam der hochwohllöbliche Gemeindevorstand des Ortes und verlangte — die Lustbarkeitssteuer; es liege eine öffentliche Lustbarkeit vor; denn das Gastzimmer sei jedermann zugänglich gewesen; es hätten sich zwei Gäste darin befunden. Thatsächlich mußte der Gastwirth zahlen. Denn das Preußische Oberverwaltungsgericht entschied: Steuerpflichtig als öffentliche Lustbarkeit seien alle öffentlichen Veranstaltungen, die dazu bestimmt und geeignet seien, zu ergötzen und zu unterhalten. So wurde entschieden am 7. Juli ds. Js. — Der Gastwirth und künftige Schwiegervater mag sich damit trösten, daß das Spiel seiner Kinder wenigstens geeignet gewesen sei, zu ergötzen.

„Leider nur Wilhelm, Majestät!"

Von dem Besuch, den Kaiser Wilhelm II. jüngst der Jahrhundertausstellung in Breslau abstattete, erzählt man sich eine kleine Geschichte, die um so niedlicher ist, als sie wohlverbürgt erscheint. Dem Kaiser wurde auf seinem Rundgang durch die Ausstellung auch ein Mitglied der Familie Körner, die Deutschland den Sänger der Freiheitskriege geschenkt hat, vorgestellt. Freundlich reichte der Monarch dem Herrn die Hand und meinte: „Heißen Sie auch Theodor mit Vornamen?" — „Nein, Majestät!" lautet die Antwort, „leider nur Wilhelm." — Kaum war das Wort seinem Munde entflohen, so hätte der offenbar nicht zum Hofmann Geborene es gern zurückgenommen. Der Kaiser aber lachte herzlich lachend, seinen Rundgang fort . .

Beruf und Sterblichkeit.

Der bekannte Pariser Statistiker Bertillon, der wie ein Jongleur die statistischen Zahlentabellen der Pariser und aller anderen Stadt-Gemeinden handhabt, hat jetzt eine neue Arbeit über die Sterblichkeits-Ziffern veröffentlicht. Seine Schlüsse haben nicht allein wissenschaftlichen Werth, man kann daraus auch praktische und selbst philosophische Lehren ziehen. Es ergiebt sich aus ihnen zum Beispiel, daß das Leben in der freien Luft für manche gut ist, für manche aber direkt schädlich und unheilvoll. Die Leute, für die es gut ist, verbinden damit beständige, körperliche Uebung, so die Landwirthe. Die Kutscher aber heben die Wohlthat der frischen Luft durch den Mangel an Bewegung wieder auf. Ebenso ist der Alkoholgenuß bei den Menschen, die in der frischen Luft leben und viel Muskelbewegung machen, weniger schädlich als bei denen, die eine sitzende Lebensweise haben.

Staubeinathmen ist immer schädlich, aber auch da giebt es Unterschiede, und zwar zwischen dem harten Staube und einem anderen, der weicher ist. Der harte Staub, der von Mineralien herstammt, wie bei den Messerschmieden und Steinschneidern, oder von thierischen Substanzen, wie bei den Friseuren oder anderen Berufen, die sich mit Haaren abgeben, ist viel gefährlicher als der weiche, den unaufhörlich die Müller oder Bäcker einathmen. Gerade der harte Staub schafft die Anlage zur Tuberkulose.

Am bemerkenswerthesten sind die Beobachtungen Bertillon's über die „hierarchisirten" und die „freien" Berufe. Die ersteren, in denen der Einzelne streng überwacht wird durch Chefs, die ihn zu einer gewissen Regelmäßigkeit der Lebensführung zwingen, die ihn zur Reinlichkeit und Nüchternheit anhalten, sind weitaus weniger gefährlich in ihrem ganzen Einfluß auf die Lebensdauer als andere, in denen das Individuum sich selbst überlassen ist und eine vollständige Aktionsfreiheit genießt. So hat Herr Bertillon bei den Omnibus- und Tramwaykutschern und den Herrschaftskutschern eine unvergleichlich geringere Sterblichkeit constatirt als bei den unabhängigen Kutschern. Der gleiche Vorzug gebührt — innerhalb eines sehr gefährlichen Berufes — den Heizern und Zugführern der Eisenbahnen gegenüber den Heizern der Fabriken, in denen man nur ihre Arbeitsleistung verlangt, sich sonst aber um sie nur wenig kümmert. Geht man in der Stufenleiter der Berufe noch höher, so findet man in der hierarchisch sehr streng gehaltenen katholischen Priesterschaft eine geringere Sterblichkeit als in den sogenannten „freien" Berufen. Als letzten, wenn auch vielleicht etwas paradoxen Schluß seiner Behauptungen führt Bertillon an, daß nach all' dem das Ideal für die Gesundheit und die Geistesruhe wäre, einfacher Mönch und einfacher Soldat ohne jeden Rang zu sein.

Napoleon und Talma.

Bekanntlich stand der Schauspieler Talma bei Napoleon I. nicht nur als Künstler in hoher Achtung, er genoß sogar mitunter als Freund das Vertrauen des Monarchen; und trotzdem wagte es dieser nicht, ihn, wie er es wünschte, auszuzeichnen. Napoleon I. äußerte sich hierüber auf St. Helena in folgender Weise: „Da nach meinen Ansichten alle Arten hervorragenden Verdienstes gleich gestellt und für alle dieselbe Auszeichnung gewählt werden sollte, war es meine Absicht, Talma das Kreuz der Ehrenlegion zu ertheilen; doch schreckte mich immer wieder von der Ausführung die unbegründete Laune unserer Sitten, die Lächerlichkeit unserer Vorurtheile zurück. Deshalb machte ich einen vorläufigen Versuch, der, so glaubte ich, keine Folgen für mich haben könnte. Ich gab nämlich dem Sopransänger Crescentini den Orden der eisernen Krone. Dieser war ja eine italienische Decoration, der Empfänger selbst ein Italiener; folglich ließ sich erwarten, daß die Sache kaum bemerkt werden möchte, wenigstens konnte sie unmöglich die Regierung compromittiren und höchstens einige schlechte Witze veranlassen. Aber die Ordensverleihung an den Sänger wurde von allen Seiten ganz gewaltig übel aufgenommen. So mächtig ist die öffentliche Meinung und so wenig vermag man gegen eingewurzelte Vorurtheile anzukämpfen, daß ich, der ich Königskronen, vor denen man sich bückte, denen man kriechend nahte, nach Belieben austheilte, mir nicht die Macht anmaßen durfte, ein einfaches rothes Bändchen mit gutem Erfolg zu verleihen." Talma erhielt also das Kreuz der Ehrenlegion nicht.

Prinz als Volksschüler.

Anfang September, zu Beginn der neuen Schulzeit, wird Prinz Heinrich, der dritte Sohn des Königs von England, die Volksschule von Eton besuchen. Dies ist das erste Mal, daß ein königlicher Prinz zusammen mit Kindern aller Volksklassen die Schule besucht. Der König und die Königin haben außerdem die Verfügung getroffen, daß ihr Sohn durchaus wie ein gewöhnlicher Schüler behandelt werden muß. Er hat die gleichen Aufgaben zu machen, die gleichen Strafen zu empfangen, die gleiche Stundenzeit einzuhalten, wie alle übrigen Schüler. Er wird dem Lehrer der Schule zu Pensten gegeben. Der junge Prinz hat sich auch dem an englischen Schulen verbreiteten Famulusthum zu unterziehen, das heißt, er hat einem älteren Schüler kleine Dienste zu leisten: ihm die Bücher nachzutragen, die Stube in Ordnung zu halten und Einkäufe zu besorgen. Die Eltern haben ferner bestimmt, daß der junge Prinz sich vollständig selbst bedient; er hat seine Schuhe und seine Kleider selbst zu reinigen und hat sich selbst den Thee und die Chokolade zu kochen.

Ah!

„Unser Freund Müller ist seit Kurzem Rath." — „Hof Commerzien-Rath?" — „Nee, verhei-Rath!"

Orgien des Totschlags.

In der frevelhaften Gleichgiltigkeit, mit welcher hierzulande Tag für Tag Hekatomben von Menschenleben geopfert werden, paaren sich volkswirtschaftliche Verschwendung und verbrecherische Blutschuld.

Nach den jüngsten Feststellungen forderte der Eisenbahnbetrieb im abgelaufenen Kalenderjahre nahezu 11,000, der Automobilverkehr, soweit die vorliegenden dürftigen statistischen Angaben einen Schluß zulassen, noch mehr Menschenleben. 2000 Bergleute kamen in den Stollen und Schachten um. Auf dem Schlachtfelde der übrigen Industrie werden Jahr für Jahr etwa 40,000 Tote gezählt. Die Zahl der pro Jahr ernsthaft Betriebsunfallverletzten stellt sich auf weit über 100,000. Der Bürgerkrieg sah kein so furchtbares Blutbad wie unsere Zeit des Friedens.

Und doch lassen uns diese erschütternden Zahlen kalt. Beim Lesen der Nachrichten von einem Kriegsschauplatze empfinden wir Grauen, aber gelangweilt fliegt unser Blick über Unfallmeldungen. Wir nehmen eben die im Frieden erfolgte, mit der Ausübung des Berufs zusammenfallende Abschlachtung als etwas Selbstverständliches, etwas Unabwendbares hin.

Aber diese Verschwendung von Menschenleben läßt sich durch die Erlassung und ernsthafte Durchführung entsprechender Sicherheitsvorschriften zum weitaus größten Teile vermeiden. Gegenüber den in endloser Reihe sich wiederholenden Tragödien des Alltags versagt das Mitgefühl. Wirksamer erwies sich noch je und je der Appell an den Geldbeutel.

Nun denn! Ungerechnet die Unzahl der durch die Schuld oder wenigstens nicht ohne Schuld der Gesellschaft Verkrüppelten und vorzeitig dem Siechtum Verfallenen sinken alljährlich an den Folgen von Verkehrs- und Betriebsunfällen gegen 70,000 Personen ins Grab. Durchschnittlich stellt der Mensch für die Gesellschaft und den Staat ein Kapital von $2500 dar. Demnach bedeutet das Schlachten auf dem Gebiete des Verkehrs- und Erwerbslebens für die Vereinigten Staaten einen jährlichen Verlust von rund 200 Millionen Dollars. Wenn auch aus keiner anderen Erwägung heraus, sollten Einzelstaaten und Bund schon im Hinblick auf die wahnwitzige Verschwendung des Nationalreichtums ihre Pflicht erfüllen und den Schutz des Lebens über kleinliche Rücksichten auf die Interessen gewisser Kreise stellen.

(Bln. F. Pr.)

Ein schlechtes Weinjahr?

In den deutschen Weinbaugebieten ist man mit der Entwicklung der Reben und Trauben durchaus nicht zufrieden. Falls das ungünstige Wetter, das die Ausbreitung der Rebschädlinge, besonders der Peronospora und des Oidiums stark begünstigt, nicht endlich besser wird, dann wird der Ertrag des Weinjahres 1913 weit unter dem des Jahres 1912 stehen. Schon jetzt kann man einen großen Teil der Ernte als verloren bezeichnen. In Italien ist man bis jetzt mit den Aussichten für dieses Jahr zufrieden. Für 100 Liter Wein wurden bei vollzogenen Verkäufen 13—45 Lire bezahlt. In Spanien sind die Reben gegen frühere Jahre viel später verblüht. Im allgemeinen sind die Aussichten soweit ganz günstig geblieben, bezüglich der Güte freilich erhofft man keinen großen Wein, während man glaubt, daß die Menge ziemlich reichlich ausfallen wird. Das meiste hängt auf jeden Fall von der Witterung ab. In Frankreich haben die Reben bis vor kurzem sich gut entwickelt. Mit der Blüte waren sie zurückgeblieben, doch hatten sie die Versäumnis später nachgeholt. Gegenwärtig machen die Regengüsse den Winzern zu schaffen. Diese begünstigen auch die Ausbreitung der Rebkrankheiten. In Oesterreich-Ungarn sind die Verhältnisse fast genau wie in den deutschen Weinbaugebieten. Ueberall herrscht nasses, kaltes Wetter, das die Verbreitung der Rebkrankheiten in hohem Maße begünstigt. Die Hoffnungen der Winzer schwinden von Tag zu Tag mehr.

Die Rasseküh von Fond du Lac County.

Wie gesucht die in Fond du Lac, Wiskonsin, gezüchteten Guernsey-Rasseküh in den ganzen Vereinigten Staaten sind, kann man aus der regen Nachfrage ersehen, die nach diesen Tieren aus obigem County allenthalben herrscht.

Erst kürzlich ist wieder eine größere Anzahl dieses Rassewiehs nach dem Staate Idaho zum Versandt gelangt. Die Sendung, die von einem Vertreter der Staatsuniversität von Idaho begleitet wurde, bestand aus 21 Tieren. Sie brachte im ganzen den stattlichen Preis von $5000. Acht der Kühe stammten von der C. L. Hillschen Farm zu Rosendale und die übrigen dreizehn von der J. O. Reinwaldschen Farm zu Oakfield.

Heilung von Blitzschlag.

Es ist ein verhältnißmäßig seltener Fall, daß Jemand, der vom Blitz getroffen und schwer verletzt worden ist, noch einmal zum Leben erweckt und völlig wiederhergestellt wird. Diesen Erfolg hat ein Arzt, Dr. Gem, der als Gesundheitsbeamter in Krügersdorp in Transvaal thätig ist, an einem Damara-Eingeborenen erzielt, der in den Bergwerken beschäftigt war.

Wie der Arzt an den „Lancet" berichtet, wurde der junge Bergmann, der sich einer guten Gesundheit und Muskelentwicklung erfreute, eines Tages auf dem Wege nach seiner Hütte von einem Gewitter überfallen und von einem Blitz getroffen. Er wurde in völlig bewußtlosem Zustand aufgefunden. Der Blitz hatte zunächst den Hinterkopf getroffen und die ganze Kopfhaut verbrannt und zerrissen, war dann zur linken Schulter gegangen und von dort zur Vorderseite der Brust und zu den Rippen. Von den Rippen hatte er sich wieder zum Rückgrat begeben, längs dessen er eine dunkle Linie unter der Haut hinterlassen hatte. Die Muskeln des Gesäßes waren äußerst verbrannt. Der weitere Verlauf des Blitzes war auf der Rückseite des Beines zu verfolgen und der Ausgang in einer fürchterlichen Verletzung des rechten Fußes zu erkennen. Bei diesem war nicht nur ein Stück des Muskelfleisches herausgerissen, sondern auch die meisten Zehen waren gebrochen und verdreht. Auffällig war die saubere Arbeit, die der Blitz dabei geleistet hatte, indem die Knochenbrüche alle so glatt waren, als wenn sie künstlich mit einem chirurgischen Instrument hergestellt worden wären.

Es stellte der Lebenszähigkeit des Südafrikaners ein glänzendes Zeugniß aus, daß er nicht nur überhaupt sich wieder erholte, sondern daß sogar der Fuß hinreichend heilte, um wieder gebrauchsfähig zu werden. Bei einem Europäer würde man gar nicht versucht haben, den Fuß zu erhalten. Es wird noch bemerkt, daß auch die Kleider des Mannes von oben bis unten verbrannt und vom Körper gerissen waren. An der Stelle, wo er gefunden worden war, war ein ziemlich breites und tiefes Loch, das augenscheinlich vom Blitz herstammte. Die öfters geäußerte Ansicht, daß der Blitz eine Sprengwirkung hervorbringe, wird durch diesen Fall widerlegt, da die glatte Natur der Knochenbrüche nicht damit vereinigt werden kann.

Stierkampf im Vestibül.

Einen eigenthümlichen Stierkampf konnten vor einigen Tagen die Einwohner von Toledo sehen, nämlich einen Stierkampf im Hotelvestibül. Ein berühmter Stierkämpfer stand in dem Portal eines Hotels, als ein Viehtreiber mehrere Stiere vorübertrieb. Der Stierkämpfer kam auf den Gedanken, die Thiere in seiner üblichen Weise zu reizen. Er hatte dabei den Erfolg, daß sich ein junger Stier mit gesenktem Kopf auf ihn stürzte. Der Stierkämpfer wich in das Vestibül zurück, wohin ihn der Stier verfolgte. Ein Handwerker, der dem Stier im Wege stand, wurde von dem wilden Thier beim ersten Ansturm mit den Hörnern aufgespießt und weit über den Platz weggeschleudert, wobei er schwere Wunden davontrug.

Der Stier richtete nun seine Wuth gegen den Stierkämpfer, der den Kampf annahm und bereit war, ohne Vorbereitung in dem Hotelvestibül seine berühmte Kunst zu zeigen. Er wurde dazu noch durch die Menschenmenge angefeuert, die sich sofort ansammelte. Der seltsame Kampf dauerte einige Minuten. Dabei wandte das Thier sich, da sein Peiniger ihm stets geschickt entwischte, mehrfach gegen die Zuschauer und verletzte einige von diesen. Der Stierkämpfer war aber immer wieder sofort zur Stelle, um die Aufmerksamkeit und die Wuth des Thieres auf sich zu lenken, was ihm auch gelang.

Nach einer endlosen Quälerei glückte es ihm dann, den Stier so schwer zu verwunden, daß er erschöpft durch den Blutverlust zusammenbrach.

Die Menge heulte geradezu vor Vergnügen über das unentgeltliche Schauspiel. Man feierte den Stierkämpfer, obwohl durch seine Schuld mehrere Personen schwer verletzt worden waren, wie einen Helden und sammelte Geld, damit er dem Viehtreiber das getödtete Thier bezahlen konnte. Der Treiber zog glücklich von dannen, und der Torero hatte bei seinen Vorführungen in den nächsten Tagen infolge der gelungenen Reklame wohlgefüllte Häuser.

Goltz's Brillen.

Man schreibt dem B. B. B. aus Königsberg: Der sonst so joviale, jetzt 70jährige Generalfeldmarschall war in einer Beziehung als Befehlshaber von unerbittlicher Strenge und fast pedantisch consequent: er duldete bei seinen Offizieren kein Pincenez. Natürlich nur im Dienst. Als v. d. Goltz, der bekanntlich selbst als Kurzsichtiger stets eine Brille trägt, längere Zeit commandirender General des ersten Armeecorps in der ostpreußischen Hauptstadt war, hatten es, wenn eine Besichtigung oder Vorstellung von Seiten des gestrengen Corps-Commandeurs bevorstand, die Optiker der Stadt besonders gut. Erfahrungsgemäß erhob sich um diese Zeit ein gar gewaltiger Ansturm sämmtlicher kurzsichtigen Herren Offiziere, vom jüngsten Leutnant bis zum gestrengen Regiments-Commandeur, auf ihre Vorräthe in Brillen. Niemals hätte er ein Offizier gewagt, in Reih und Glied mit dem Pincenez auf der Nase dem General in's Auge zu schauen. An ein Monocle war natürlich gar nicht zu denken.

Im Taschendiebesheim.

Frau: „Hann — mein Portemonnaie ist mir aus der Tasche verschwunden!"

Mann (zum Fenster hinaus rufend): **„Heh, Jungen, wer hat sich da wieder bei Muttern geübt?"**

Nachgemachte Perlen.

Die Industrie der falschen Perlen und Edelsteine ist so alt wie die der Frau, die Kunst und die Lust zu gefallen; es hat zu allen Zeiten Frauen, die mit echten Edelsteinen geschmückt waren, gegeben und andere, weniger glückliche, die sich mit mehr oder weniger gut nachgeahmten Steinen und Flittersachen begnügen mußten. In Byzanz stand der Handel mit Glasperlen in hoher Blüthe. Nach dem Sturze des oströmischen Reiches gelangte die Kunst der Perlennachahmung nach Murano bei Venedig, von wo unter Colbert einige Meister der Glaskunstindustrie sie nach der Normandie brachten.

Jetzt nimmt auf diesem Gebiete Paris den ersten Rang auf dem Weltmarkte ein. Die Industrie der unechten Perlen beschäftigt hier mehr als viertausend Personen. Wenn die künstlichen Perlen dem Fabrikanten als kleine Kügelchen von undurchsichtigem Glas überliefert werden, haben sie bereits zweitausend Arbeiterinnen, die mit vier bis sechs Francs für den Tag bezahlt werden, Arbeit gegeben. Dann bedecken mehr als 800 „nacreuses" (von „nacre", Perlmutter), die es täglich, je nach ihrer Geschicklichkeit, auf vier bis fünf Francs Lohn bringen, die Glaskugeln mit einer leichten Perlmutterschicht. Feiner ist die Arbeit der „limeuses", die mit einer sehr feinen Feile (lime) die Glaskugeln rund schleifen; diese Frauen — es sind ungefähr 200 — erhalten jedoch trotz ihrer anstrengenden Thätigkeit durchschnittlich nur 3½ Francs für den Tag. Nun gelangen die Perlen an die mehr als 500 „enfileuses") (von „enfiler", einfädeln, aneinanderreihen), die für täglich vier Francs die Glaskugeln zu kunstvollen Halsketten aneinanderreihen. Die unechten Perlen zweiter Güte (denn es giebt auch auf diesem Gebiete Abstufungen) beschäftigen weitere 4000 Arbeiterinnen, die niedrigere Löhne erhalten; dafür ist aber auch ihre Arbeit weit einfacher.

Eine Luxusperle (unecht) kommt je nach der Größe und dem Aussehen auf 1 bis zu 5 Frans zu stehen.

Eine ganze Schar Agenten beschäftigt sich mit dem Vertrieb des Artikels. In den Arbeitervierteln kostet eine Perlenkette nur ein paar Francs; von den Juwelieren der Boulevards aber wird sie zu hohen Preisen verkauft, besonders wenn es sich um getreue Nachahmungen echter Perlen handelt. Solche Nachahmungen sind seit dem sensationellen Perlendiebstahl, der in den letzten Wochen die Presse der ganzen Welt beschäftigte, wieder sehr beliebt geworden. Eine Hofdame ließ vor kurzem in Paris eine Nachahmung einer berühmten Perlenkette, die einen Werth von zwei Millionen Francs hat, anfertigen.

Liebe bei den Kaffern.

Zwei Negerstämme Afrikas hatten unter sich fortwährende Reibereien. Ein Zulukriegsmann, der vor nicht zu langer Zeit einen Raubzug gegen den feindlichen Nachbar unternommen hatte, wurde, wie das Gerücht in seiner Heimath meldete, im Kampfe getödtet. Seine Weiber brachen in das übliche Klagegeheul aus, und eine von ihnen schnitt sich im Uebermaß des Schmerzes das Haupthaar und die buschigen Augenbrauen aus. Die übrigen beschränkten sich auf vokale Trauerceremonien im stärksten Fortissimo.

Plötzlich erschien der Todtgeglaubte, der nicht gefallen, ja nicht einmal verwundet war, inmitten seiner schmerzversunkenen Ehehälften, deren Klagegeheul sich bei seinem Erscheinen in ein Jubelconcert verwandelte. Da traf sein Auge die treue Gattin, die um ihn die große Trauer angelegt und ihren Hauptschmuck auf dem Altar der bis in's Grab währenden Treue geopfert hatte. Zorn und Wuth leuchteten aus den Augen des Kaffern, denn die zartfühlende Ehehälfte hatte durch die entsagungsvolle Enthaarung die letzten Reste ihrer Schönheit eingebüßt. Er sah in ihr nicht die Gattin mit dem rührend treuen Herzen, sondern das Weib mit den fehlenden Haaren und Augenbrauen. Mit schnödem Undank jagte er sie aus der Hütte und verstieß so die Aermste für alle Zeiten. Das ist der Liebe und Treue Lohn bei den Kaffern.

Seit wann ißt man Schnecken?

Die Schneckenhändler der Bourgogne haben soeben den Fabrikanten von gefälschten Schnecken den Krieg erklärt und sind entschlossen, ihn durch alle Instanzen zu führen. Bei dieser Gelegenheit zieht der „Gaulois" die Erinnerung an das erste Schneckenessen, das in Frankreich stattgefunden hat, hervor. Es wurde von dem berühmten Diplomaten Talleyrand zu Ehren des russischen Kaisers Alexander der Erste gegeben. Talleyrand schmeichelte sich, den besten Koch von Paris zu besitzen. Dieser trug den poetischen Namen Anacreon. Sein Herr ließ ihn am Tage vor dem Gastmahl zu sich kommen und sagte ihm: „Ich habe für morgen den Kaiser von Rußland zum Diner eingeladen und möchte ihm bei dieser Gelegenheit ein durchaus neues, bisher unbekanntes Gericht vorsetzen. Wie wär's mit einem Gange Schnecken?" „Das kann man machen, Monseigneur, sogar auf verschiedene Arten, vielleicht gebraten mit einer Weinsauce oder in Bouillon mit Knoblauch, Pfeffer und Piment." „Schrecklich!" warf Talleyrand ein. „So versuchen wir's auf eine andere Weise, vielleicht in Burgunderart. Ich bin überzeugt, daß das gehen und Ihrem erlauchten Gaste Freude bereiten wird." In der That erregte das Gericht an der Tafel, an der der Kaiser, seine Adjutanten, der Herzog von Tarent, die Dichter Campenon und Jouy theilnahmen, größtes Aufsehen. Ganz Paris sprach in den nächsten Tagen von diesem gastronomischen Ereigniß. Schnecken wurden Mode und haben sich seit jener Zeit überall eingebürgert.

So viele Menschen vergessen im Punkt der Liebe — den „Punkt".